

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 7.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Dr. P. Reiss' Reise im oberen Laos-Lande.

IV.

Im Dorfe Van Pat Hên, wo Reiss am Abend des 25. Oktober Halt machte, hörte er das Rauschen der Fälle des Nam Se, bei welchen er bei der Hinreise vorbei gefahren war. Der Dorfhauptling zeigte ihm einen hohen Berg und sagte ihm, daß der Nam Se aus einer Spalte auf dessen Gipfel herauskomme, die nicht weniger als 300 bis 400 m groß sei. Schäumend sprudelte das Wasser aus einer Art Krater hervor; ein Dorf der Khas Phuthang liege auf dem Berge, und dessen Bewohner tranken das stark mineralhaltige Wasser dieser Quelle. Da der Hauptling von Van Pat Hên aber nicht zu bewegen war, den Reisenden nach jenem Dorfe zu begleiten und dieser auch keinen ganzen Tag für den Ausflug opfern wollte, so gab er denselben auf, beschloß aber am nächsten Morgen zu Fuß die Fälle zu besuchen und beauftragte den Synkerf, ihn in deren Nähe mit dem Floße zu erwarten. In zwanzig Minuten erreichte er auf einem Wege, der hoch über dem Nam Kan hinsührt, den Nam Se, welcher vom Gipfel des Berges über eine außerordentlich steile Wand in einer Reihe von Kaskaden herabfällt und dabei ein betäubendes Geräusch hervorbringt. Eine dichte Vegetation entzieht den oberen Theil des Falles dem Auge; aber 30 m über seinem unteren Ende, wo sich seine Wasser mit denen des Nam Kan vereinigen, kann man eine natürliche Brücke in Gestalt eines Baumstammes betreten und von dort einen wahrhaft großartigen Anblick genießen. Das Wasser breitet sich am Abhange des Berges zwischen den Felsen über mehr als 100 m aus; die Mitte des Falles bildet eine Wassermasse von 15 bis 20 m Breite, welche in fünf oder sechs Abzügen in den ruhigen, ringsum eingeschlossenen Nam Kan sich

hinabwält. Das ganze Bett des Nam Se, Felsen, Baumstämme und Zweige sind mit einer dicken Schicht blendendweißer Kalkkonkretionen bedeckt. Das Wasser ist klar, etwas wärmer als dasjenige des Nam Kan und hat einen sehr ausgesprochenen alkalischen Geschmack; seine Masse ist groß genug, um denjenigen des Nam Kan-Wassers weiter unterhalb sehr zu verändern. Leute, welche dieses Wasser trinken, sollen niemals vom Kropfe befallen werden. Während der trockenen Jahreszeit, gegen Ende Januar, versteigt die Quelle, der Krater klappt und der Fluß vertrocknet; dann müssen die Khas zum Nam Kan hinabsteigen, um sich mit Wasser zu versehen. Einige Zeit nach den ersten Regengüssen, gegen den Beginn des Juli hin, hört man im Inneren des Berges heftige Detonationen und brausend ergießt sich wieder Wasser aus dem Krater, mitunter Zweige und Fische mit sich führend, die oft sehr groß und von derselben Art sind, wie diejenigen im Nam Kan. Nach Angabe der Laos hätten dieselben den gleichen eigenthümlichen unangenehmen Geschmack, wie das Wasser des Nam Se.

Seitdem der Reisende zum ersten Male bei dem Wasserfalle vorbei gefahren war, hatte der Nam Se schon an Größe abgenommen; auch der Nam Kan sank rasch, und überall waren jetzt die Laos beschäftigt, Fischzäune zu errichten, welche der Bootsfahrt sehr hinderlich sind. Dieselben befinden sich gewöhnlich unterhalb von Stromschnellen und haben nur in der Mitte des Stromes eine Oeffnung, um Boote hindurch zu lassen. Ein solches Wehr wird von riesigen Dreifüßen gehalten, bestehend aus drei tief in den Grund eingerammten Pfählen, welche an ihrem oberen Ende fest durch Notang zusammengebunden sind; innerhalb



Wasserfall des Nam Se.

dieser DreifüÙe ist ein mit schweren Steinen belastetes Brett eingefügt, wodurch der ganze Zaun mehr Festigkeit erhält und weniger leicht von der Strömung hinweggeführt werden kann. Zwischen den DreifüÙen wird ein einfaches Flechtwerk aus Bambu angebracht und in demselben Reusen, welche bei tiefem Wasser und geringer Strömung von gewaltiger Größe sind und nicht weniger als 1½ bis 2 m Durchmesser haben. Alljährlich werden diese Fischwehre während der Regenzeit vom Wasser fortgeführt; aber sobald die FlüÙe wieder zu sinken anfangen, versammeln sich die Dorfbewohner, um sie wieder herzustellen und neue Reusen zu flechten. Die während der trockenen Jahreszeit gefangenen Fische werden gesalzen, geräuchert und unter den verschiedenen Familien vertheilt, während ein Theil zum Bezahlen der Steuern dient. Die beiden DreifüÙe, welche in der Mitte des Flusses zu beiden Seiten der Durchfahrt stehen, werden mit Zweigen oder einer Art Besen von zerfasertem Bambu gekrönt und zeigen so schon von Weitem den

stromabkommenden Booten und Flößen den richtigen Weg; diese müssen aber mit großer Genauigkeit gelenkt werden, um nicht an den Fischzäunen Schiffbruch zu leiden.

Am 26. Oktober passirte der Reisende die gefährliche Stromschnelle Keng Nun, unweit deren das Grab des französischen Reisenden Mouhot liegt; aber er besuchte es diesmal nicht, da sein schweres FloÙ an dieser Stelle nur sehr schwer anzuhalten gewesen wäre, und da er schnell nach Luang Prabang zurückkehren wollte, wo er Briefe aus der Heimath vorzufinden hoffte und nach seinen zurückgelassenen Leuten und Sachen zu sehen begierig war. Die Fahrt über die Stromschnelle Keng Nun wäre dem FloÙe fast verhängniÙvoll geworden; denn gerade dort, wo die Strömung am reißendsten war, stieß es auf einen Felsen und das Wasser begann darüber hinwegzuspülen. Aber zum Glück war es nicht zerbrochen, und nach einem ungewollten Bade und mit durchnäßtem Gepäcke kam man wieder frei. Am 27. Oktober war Luang Prabang wieder erreicht.



Fischfangzaun im Nam Kan.

Neis hatte seinen Aufenthalt am oberen Nam Kan benutzt, um einige Lebensmittel einzukaufen, da namentlich die Produkte dort viel billiger waren, als in Luang Prabang. Dieselben bestanden in einem Schweine, Geflügel, gesalzenen Eiern und einigen Kilogrammen Tabak für seine Leute. Das Alles hatte er dem Thasean von Keng Nun übergeben, welchen er gelegentlich des herannahenden großen Wasserfestes auf eine Woche zu sich eingeladen hatte. Einige Tage später schiffte sich derselbe auf einem großen FloÙe ein, welches seine schönsten Sachen, die Lebensmittel des Reisenden und eine ganze Ladung von jener adstringirenden Rinde trug, welche die Laos mit Betel zusammen kauen. Mit dieser Rinde wird viel Handel getrieben, und so besaÙ auch der Thasean davon für nicht weniger als 100 Tikal, die er in Luang Prabang zu verkaufen gedachte. Als er nun die Schnelle Keng Nun passirte, dieselbe, wo Neis beinahe zu Schaden gekommen wäre, scheiterte sein FloÙ und der arme Thasean verlor alle seine Waare. Fast wäre er noch selber ertrunken, als er das von Neis gekaufte Schwein retten wollte, und so erschien er denn in einem ziemlich jämmerlichen Aufzuge vor dem Reisenden, laut

weinend und dabei das Schwein führend, das nicht weniger laut schrie.

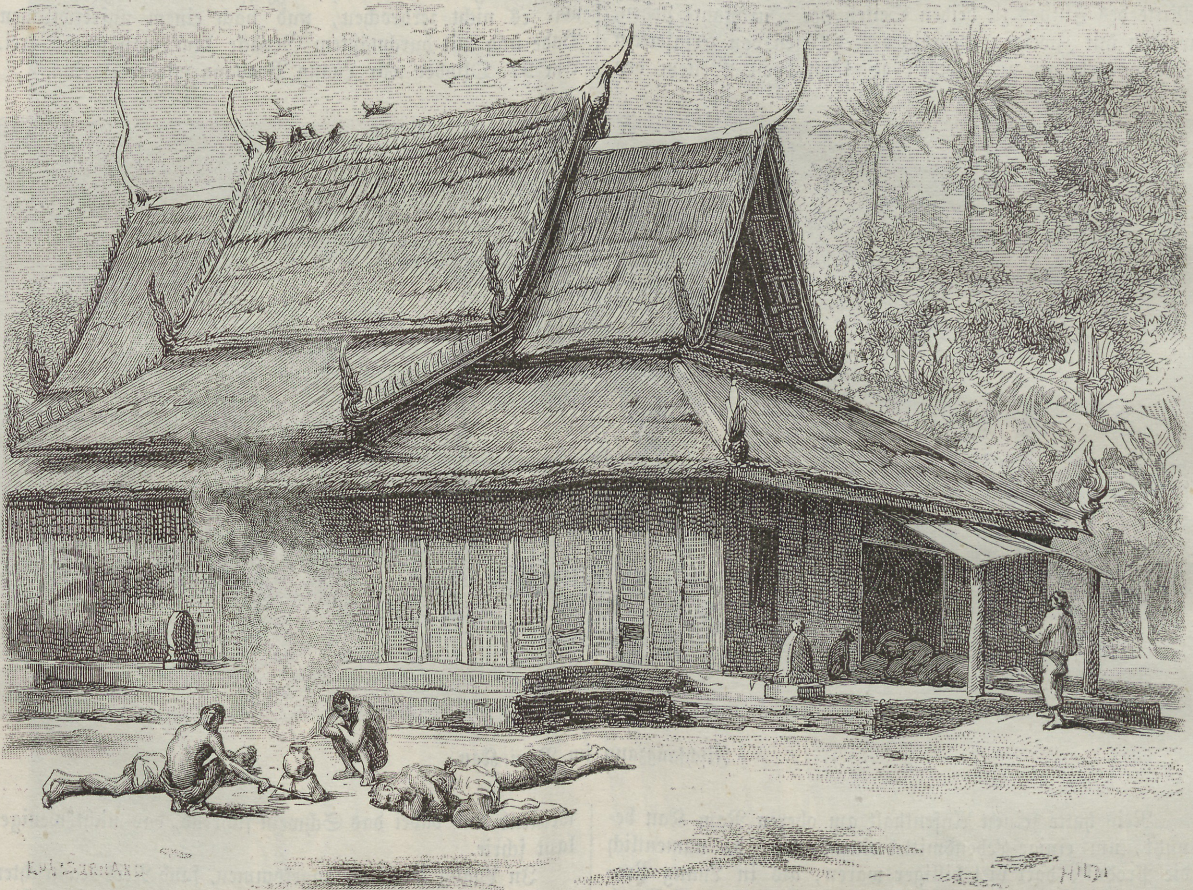
In Luang Prabang angekommen, fand Neis Nachrichten aus Frankreich und Bangkok; man theilte ihm mit, daß er nicht versuchen sollte, nach Tongking vorzudringen und sich der chinesischen Grenze zu sehr zu nähern. Zugleich hatte der König von Siam auf Bitten des Gouverneurs von Cochinchina und des Konsuls in Bangkok an den König von Luang Prabang den Befehl gesandt, über die Sicherheit des Reisenden zu wachen.

Von den Hôs waren schlechte Nachrichten eingelaufen; sie hielten noch immer das Land der Phuüang und das ganze Land im Westen von Tongking besetzt. Dasselbe wird von Laos bewohnt und war noch vor wenigen Jahren in kleine Fürstenthümer getheilt, welche von Luang Prabang und Tongking zugleich abhingen; es lieferte allein alles Benzoesharz und den meisten Stocklack, der von Luang Prabang auf den Markt von Bangkok kommt. Die nördlichsten Fürstenthümer hielten sich auch für Unterthanen Chinas und zahlten dergestalt einen dreifachen Tribut, was freilich nicht hinderte, daß sie unaufhörlich von chinesischen Räuber-

banden, eben jenen Hös, geplündert und verwüstet wurden. Trotzdem erklärte Neis, den Nam U nach Norden hinaufzufahren zu wollen, beklagte sich bitter über die Abkürzung der Reise auf dem Nam Kan und erreichte es, daß ihm der König versprach, nach der Feier des Wasserfestes in Luang Prabang die nöthigen Anordnungen für eine Forschungsreise auf dem Nam U zu treffen.

Vom 12. bis 17. November wurde in Luang Prabang das Wasserfest mit ungewohntem Glanze gefeiert; nach Aussagen der Mandarinen war es seit mehr als 10 Jahren nicht so schön gewesen. Am dritten Tage war das Gefolge des Königs wahrhaft imposant, denn es bestand aus mehr als 10 000 Menschen verschiedener Rasse, die aus allen Theilen des Königreichs zusammengeströmt waren. Der

König hatte dem Reisenden einen Platz neben sich angewiesen und hielt mit seiner Freude nicht zurück, als er sah, wie Neis sich Notizen machte. Wiederholt fragte er ihn, ob er beabsichtige, in Frankreich von dem Glanze des Festes in Luang Prabang zu erzählen, und das wurde ihm auch versprochen. Doch soll es nicht an dieser Stelle geschehen; denn viele Seiten würden dazu nicht genügen. Vier Tage lang wohnte Neis von Morgen bis Abend Negatten, Schifferstechen, Scheinkämpfen, Theatervorstellungen, Feuerwerken u. c. bei; alle diese Veranstaltungen, die von Tänzen und Musik der verschiedenen Völkerschaften des Reiches, Schwarz- und Weißbäuchen, Thai Nda, Ys und Khas, begleitet wurden, waren von großer Verschiedenheit und wahrhafter Originalität. Nach Beendigung des Festes ließ Neis dem Könige



Lager im Thore einer Pagode.

einige Tage Ruhe und dann begab er sich zu ihm, um ihm zu erklären, daß er mit Ungeduld den Augenblick der Abreise nach dem Nam U erwarte. Diesmal wies er die Begleitung des Synkerk zurück und wählte einen höherstehenden, dabei aber jüngeren Mandarinen, den Phya Hofong, zu seinem Gefährten, auf welchen er einen größeren Einfluß ausüben zu können hoffen durfte. Der König seinerseits ertheilte Befehle, daß Neis nur in jedem Bezirkshauptort die Ruderer zu wechseln brauchte. Den größten Theil seines Gepäcks ließ er unter der Obhut von Phuoc und Thoi zurück, während Long und der kleine Nö ihn begleiteten.

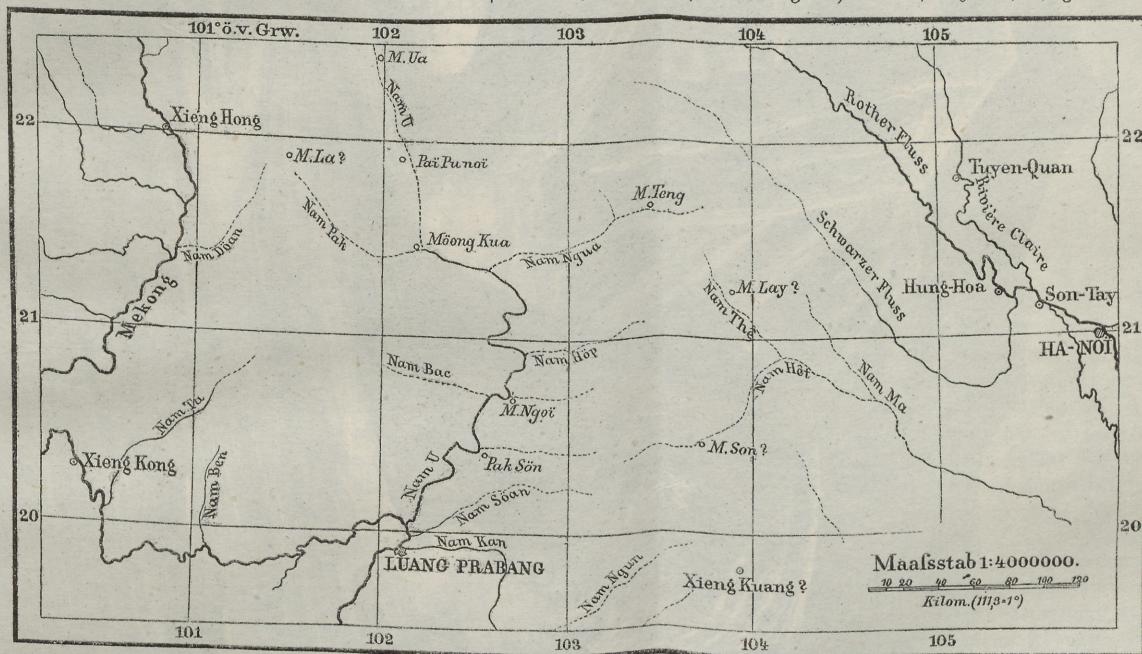
Am 26. November bald nach Mittag erfolgte die Abreise den Mekong aufwärts; vier Stunden später wurde an der Mündung eines ziemlich ansehnlichen Zuflusses, des

Nam Söan, beim Dorfe Pak Söan, Halt gemacht. An dieser Stelle, einer der malerischsten am Mekong, erweitert sich der Strom beträchtlich und umfließt eine reizende Insel, auf welcher sich im Schatten von Zucker- und Kokospalmen eine niedliche Pagode erhebt. Der östliche Arm des Mekong wird fast vollständig durch eine Felsbank versperrt, welche man überwinden muß, wenn man in den Nam Söan einlaufen will. Wenn man sich nicht in Pak Söan aufzuhalten braucht, so benutzt man den westlichen Arm und bemerkt alsdann die Mündung des Zuflusses nicht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Mission de Lagrée, deren Arbeiten sonst so ausgezeichnet sind, den Nam Söan kaum erwähnt, während Neis ihn für ein sehr ansehnliches Gewässer hält. Es kommt von Osten, ist für Pirogen mehr als acht Tagereisen weit schiffbar und fließt

durch eine bevölkerte, handeltreibende Gegend. Vielleicht wird es in einer nicht zu ferneren Zukunft eine Handelsstraße zwischen Tongking und den oberen Laos-Gebieten abgeben. Neis bedauert sehr, daß es ihm nicht möglich war, denselben näher zu erforschen; denn jedesmal, wenn er bei Pak Söan vorbeikam — und das war im Ganzen dreimal — sah er zahlreiche mit Landesprodukten beladene Flöße aus denselben herauskommen.

Am nächsten Tage erreichte er Pak U an der Mündung des Nam U und besuchte zwei schöne Höhlen gegenüber derselben. Eine derselben ist schon von Francis Garnier beschrieben worden; die andere, die etwas schwerer zugänglich ist, befindet sich etwa 50 m höher im Abhange des Berges. Der Eingang zu ihr, welcher zwischen zwei gewaltigen Pfeilerartigen Stalaktiten liegt, wird durch eine Thür verschlossen; zuerst betritt man einen weiten, 40 m langen und 7 m breiten Gang, dessen Wölbung nach innen immer höher wird; der Boden ist ziemlich eben und die Wände sind mit

Stalaktiten bedeckt. Dann erreicht man eine geräumige Kammer von 30 m Tiefe, deren Decke trotz sechs brennender Kerzen nicht zu erblicken war. Ueberall, zu ebener Erde, in den Spalten des Felsens und auf einer erhöhten Plattform, die einen Altar bildet, sind Buddhastatuen von allen Formen und Größen aufgestellt, die größten aus Ziegeln und Mörtel bestehend, die anderen aus Holz, Bronze oder Silber. Die Temperatur in dieser Höhle war kühllich, so daß Neis eine Zeit lang darin verweilte und sich damit belustigte, dem Echo seiner Stimme zu lauschen; wahrscheinlich blieb er aber zu lange darin, da er Abends bei seiner Ankunft in Pak U einen heftigen Fieberanfall bekam. Der Phya Hokong und der Thasean von Pak U aber erklärten, daß einer der Pi (Geister) der Grotte dem Reisenden in den Leib gefahren sei, um ihn für sein Singen zu bestrafen, und deshalb begaben sich beide am nächsten Morgen wiederum nach der Höhle, um den erzürnten Pi durch das Opfer eines Huhnes und gekochten Reises zu besänftigen. Dank



Karte des Nam U.

diesem Beginnen und wahrscheinlich auch einer ordentlichen Dosis Chinin konnte Neis gegen Mittag seine Reise auf dem Nam U fortsetzen.

Bei seiner Mündung fließt derselbe zwischen steilen Ufern, die sich am rechten Ufer zu mehr als 200 m Höhe erheben. Das Wasser ist ruhig, schwärzlich, nicht sehr breit und fließt langsam, so daß man diesen Mekong-Zufluß für unansehnlich halten möchte, wenn man nicht seine große Tiefe in Anschlag bringt. Aber einige Kilometer weiterhin wird der Fluß breiter, sein Bett wird von Felsblöcken erfüllt, die Strömung schneller und die Wassermasse ist derartig, daß man sich noch auf dem Mekong zu befinden glauben könnte. De Lagrée hatte bekanntlich die Wichtigkeit des Flusses erkannt und beschloß, auf ihm nach China vorzudringen; nur auf Bitten seines Begleiters Francis Garnier gab er diesen Plan mit Bedauern auf und setzte seine Fahrt auf dem Mekong fort, der vom commerciellen Standpunkte aus vielleicht weniger interessant war, dessen Erforschung ihm aber von seiner Regierung vorgeschrieben worden war.

Ungeachtet einiger Stromschnellen legte Neis am 28.

November eine gute Tagereise zurück; die Dörfer liegen hier ziemlich weit von einander entfernt. Die Nacht wurde auf einer Sandbank zugebracht. Fast der ganze nächste Vormittag verstrich damit, den Keng Luang, einen großen, aus zwei Fällen mit einem dazwischen liegenden Wasserbecken bestehenden Katarakt, zu passieren. Bei jedem Falle mußten die Boote vollständig entladen und dann von den Leuten eines nach dem anderen mühsam hindurch geschleppt werden. Der Fluß fließt hier zwischen felsigen Ufern und sein Bett ist mit großen zerklüfteten Felsen von höchst malerischem Aussehen bestreut. Bald nach Mittag erreichte man die weniger gefährliche Stromschnelle Keng Phe. Hier schien es dem Reisenden, als wenn alle Felsen, die aus dem Wasser hervorragten, tyklopiischen rohen Thiergestalten glichen; aber er schrieb dies einer Einbildung zu. Er hatte die vorhergehenden Tage heftige Fieberanfälle gehabt und unterwegs während großer Hitze unablässig gearbeitet, um von dem großen, noch nie von einem Europäer besuchten Wasserlaufe eine möglichst genaue Aufnahme herzustellen. So war sein Geist wohl nicht in normalem Zustande, und seine Einbildungskraft hatte ihm so sonderbare



Ausgehauene Felsen im Nam U.

Formen vorgepiegelt, wie man auch öfters, wenn man bei Sonnenuntergang die Wolken am Horizonte betrachtet, Silhouetten von Personen und Fabelthieren zu erkennen glaubt. Reis nahm sich also zusammen und verdoppelte seine Aufmerksamkeit: aber nein, es waren wirklich Skulpturen, die er vor Augen hatte, die Umrisse der Felsen ließen deutlich die Spuren von menschlicher Arbeit erkennen. Man hatte die zufällige Form der Klippen benutzt, um einheimische, sowie auch phantastische Thiere, sehr viel seltener menschliche Figuren herzustellen. Mit Erstaunen sah er während des ganzen Restes des Tages, d. h. auf einer Entfernung von mehr als 12 km, Tausende von Felsen zu den verschiedensten Figuren ausgearbeitet. Meist erschien die Thiergestalt von ferne gesehen am deutlichsten, während sich beim Näherkommen die Umrisse mehr und mehr verwischten und man zuletzt nur mit Mühe in dem rohen Felsen die Skulptur wiederzuerkennen vermochte, welche man wenige Minuten vorher noch genau unterschied. Die

Künstler hatten offenbar beständig das Bestreben, ihre Arbeit zu verstecken, so daß es den Anschein hatte, als hätten die Felsen von jeher so ausgesehen. In den letzten Wochen war das Wasser gesunken, so daß die meisten Skulpturen über seine Oberfläche hervorragten, während andere noch völlig davon bedeckt waren. Bei allen, deren Augen nicht durch ein Loch dargestellt waren, waren dieselben vor Kurzem erst mit Weiß oder Roth angemalt worden, aber gleichfalls in einer Weise, daß diese rohe Nachhilfe durchaus natürlich und zufällig erschien. Wo weißer Kalk zum Malen des Auges benutzt worden war, hatte man ihm die Form von Vogelmist gegeben, und rothe Augen erzielte man durch eine ausgespuckte Prime Betel.

Reis fragte seine Ruderer um Auskunft, die ihm ganz feck erwiderten, daß sie nichts Ungewöhnliches zu sehen vermöchten; aber ihr verlegenes Benehmen und ihre bestürzten Mienen, als der Reisende in sie drang, bewiesen demselben, daß sie wohl begriffen, was er meinte.

Die Bewohner der Karolinen.

Von Emil Mehger.

II. (Schluß.)

Haben wir bisher die Eigenschaften der Karolinier im Allgemeinen besprochen, so wenden wir uns jetzt zu denjenigen Zügen, welche speciell im socialen Leben zur Geltung kommen und zu den Einrichtungen des letzteren selbst. Es ist namentlich Kubary, der in seinem kürzlich erschienenen und oben schon erwähnten Werke über die Palau-Inseln dieselben sehr eingehend besprochen und damit alle anderen Mittheilungen in den Hintergrund gedrängt hat; leider ist es nicht möglich, von dem reichen Inhalte einen auch nur einigermaßen vollständigen Auszug zu geben, so daß wir den Leser auf jene Abhandlung selbst verweisen müssen. Wir folgen derselben jedoch im Nachstehenden, was die Palau-Inseln betrifft, ausschließlich, da er die von Semper mitgetheilten Ansichten wiederholt berichtigt¹⁾, und fügen über die anderen Inseln noch das Wichtigste bei, was zum Theil Kubary selbst mittheilt, zum Theil aus anderen Quellen stammt.

Die Dorfgemeinschaft bildet auch einen politischen Staat; die ältesten männlichen Familienhäupter bilden die Kupaks, die Frauen die Kupakeldils. Die übrigen Mitglieder bilden das Volk, welches, Männer und Frauen besonders, in einzelne Vereine, die Kalbebekels, getheilt wird. Die Familie, nicht nur auf Palau, sondern auf allen Inseln, mit Ausnahme von Sap, umfaßt nur die Nachkommenschaft der Frauen, die als mit einander verwandt betrachtet wird, und sich nicht mit einander vermischen darf, dagegen darf dieselbe sich mit der Familie des Mannes verheirathen. Eine solche Familie wird durch den ältesten Mann, Obokul genannt, repräsentirt, sein Wohnhaus, Blay a dny, wird zum Centrum des ganzen Familienlebens. Wie nun aus den einzelnen Blay die Gemeinde entstand, konnte es nicht fehlen, daß im Laufe der Zeit Beziehungen zwischen den Gemeinden sich bildeten, so daß sich die Gemeinden um eine andere hin

zu scheinbar complicirten Staaten vereinigten. Die Weiterentwicklung derselben konnte jedoch nicht durch Eroberungen geschehen, sie hing nur von der Fruchtbarkeit der Frauen ab; besonders jedoch ist zu bemerken, daß es immer nur eine Verbindung von Gemeinden, kein Staat mit centralisirter Regierung war, was sich so bilden konnte.

Aus diesen wenigen Worten schon ergiebt sich die Bedeutung, welche der Frau im Haushalte der Karolinier zukommt. Wenn die Frauen des Stammes aussterben, muß auch der Stamm aus der Gesellschaft verschwinden; die Frauen sind „Mütter des Stammes“; demgemäß hat jede Familie eine weibliche Gottheit, in jedem Dorfe findet man außerdem den männlichen Landesgott. Natürlich haben die ältesten Frauen des Blay einen sehr großen Einfluß. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß der Titel in der Familie nicht immer regelmäßig vererbt wird. Es sei noch bemerkt, daß in den höchsten Familien die Gewohnheit besteht, den „Obokul“, der etwa zu lange regiert, gewaltsam bei Seite zu schaffen.

Der Obokul ist der einzige des ganzen Stammes, der eigentlich vollkommen eingerichtet ist und seine Familie bei sich hat; die anderen Männer sind nach der Reihenfolge der Mütter geordnet und durch den Tod der Vordermänner steigen sie im Stamme auf, bis sie selbst Obokuls werden.

Bis zu dieser Zeit leben sie theils im Hause ihres Obokuls (der sich dieselben jedoch nach Möglichkeit vom Halse zu halten sucht), oder mit der weiblichen Linie. So finden wir im Allgemeinen nur die ältesten und jüngsten weiblichen Familienmitglieder für gewöhnlich im Hause, die männlichen Mitglieder kommen nur über Tag, die Nächte bringen sie in den Blays zu, über die wir gleich sprechen werden. Um diese Einrichtung richtig würdigen zu können, muß man die Palau'sche Ehe und die vorhehliche Zeit des weiblichen Lebens etwas näher kennen lernen. Das kleine Mädchen geht der Mutter zur Hand, die seine Reife ungeduldig erwartet und dieselbe künstlich beschleunigt. Hat das Mädchen

¹⁾ Kubary setzt ausführlich auseinander, worin die Irrthümer Semper's bestanden haben sollen.

nun die nöthige Instruktion empfangen, so sucht es sobald als möglich einmal, aber auch nur einmal, mit jedem zahlungsfähigen Manne der Gemeinde vertrauten Verkehr zu haben, wobei jedoch der äußere Schein um so leichter gewahrt wird, als es hier sich nicht um sinnliche Ausschreitungen, sondern um die Befriedigung der durch die Sitte anerkannten Habsucht der Eltern handelt.

Nachdem das Mädchen einmal so eingeweiht ist, kann es entweder als Armengol in die Fremde gehen, oder einen Blolobol mitmachen, oder endlich einen Mann nehmen.

Das Armengol ist eine Sitte, die nur auf Zap und Palau bekannt zu sein scheint. Das Mädchen geht in das „Bay“ eines fremden Dorfes, wobei sie nominell einem bestimmten Manne gehört und dafür bezahlt wird.

Sie hat eine gewisse Freiheit, sich mit anderen Männern einzulassen, kann jedoch nicht dazu gezwungen werden. Die eigentliche Bedeutung gewinnt diese Sitte jedoch erst dadurch, daß sie dort sich mit dem aus dem Familienhause verbannten politischen Leben der Männer bekannt macht.

Bei dem Blolobol gehen sämtliche junge Frauen einer Gemeinde nach einem anderen Orte und werden da Armengol, wofür sie schließlich ein ansehnliches Stück Geld empfangen, welches in der Heimath durch die Häuptlinge vertheilt wird.

Doch kommt es auch vor, daß eine junge Frau sich vorher verheirathet, was allerdings keine besondere Ceremonie erfordert. Es dauert daher auch gewöhnlich ziemlich lange, bis ein Mann dauernd verheirathet ist, und das geschieht schließlich gewöhnlich mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung; ist dieselbe ansehnlich, so sucht er eine Frau, die dem Hauswesen in entsprechender Weise vorzustehen im Stande ist. Ueberhaupt, so abstoßend das eben Erwähnte für unsere Begriffe auch sein mag, läßt es sich nicht leugnen, daß die Frau häufig trotz aller vorangegangenen Ereignisse dauernde Zuneigung einzuschließen im Stande ist und dieselbe auch verdient.

Auf allen Karolineninseln, mit einer einzigen Ausnahme, erben die Kinder den Stand der Mutter und gehören ihr ganz und gar; die Erben des Mannes sind also nicht die leiblichen Kinder, sondern die ältesten Neffen und Vettern, d. h. die männliche Nachkommenschaft der Tante von Mutterseite und der Schwestern. Der vermuthliche Erbe leitet auch vorkommenden Falles die Trauerfeierlichkeiten.

Im Allgemeinen besteht eine Trennung des Volkes in Bornehme und Geringe, wozu auf manchen Inseln auch noch Sklaven kommen. Die Unterschiede, die in den einzelnen Klassen gemacht werden, sind ziemlich groß. Häuptlinge und niederer Adel werden so sehr von einander getrennt, daß nur selten Heirathen zwischen diesen beiden Ständen stattfinden; nie geschieht es zwischen Adelligen und Gemeinen. Grundeigenthum scheint jedoch auf manchen Inseln allen Freien zuzukommen, während auf anderen Inseln „die kleinen Leute“, das eigentliche Volk, dem Adel gegenüber zu stehen und von jedem Grundbesitze ausgeschlossen zu sein scheinen. Der Bericht des „Belasco“ kennt auf Zap nur zwei Klassen, die der Freien und Sklaven, letztere stammen vermuthlich von den im Kriege mit anderen Inseln gemachten Gefangenen ab. Die Söhne von Sklaven stehen in dem gleichen Verhältnisse, die Arbeit derselben gehört dem Herrn; in der Palau-Gruppe besteht nach derselben Quelle keine Sklaverei.

Die verschiedenen Stände unterscheiden sich durch äußere Zeichen in der Kleidung, namentlich aber an den Booten; jeder beweist dem über ihm Stehenden die größte Ehrfurcht, verbugt sich vor ihm bis zur Erde, nähert sich ihm nur kriechend, darf ihn beim Sprechen nicht ansehen und unter-

bricht jedes Geschäft, wenn er vorbeigeht; auf den centralen Inseln ergreift der Geringere Hand und Fuß des Höherstehenden und streicht damit über das eigene Gesicht; nie darf er vor einem solchen aufrecht stehen. Wie oben schon erwähnt, ist der Staat — und zwar nicht nur auf den Palau-Inseln — vielfach identisch mit der Dorfgemeinschaft; doch findet man auch andere Zustände: Kusaie bildet einen Staat, dessen Fürst über zwölf Häuptlinge regiert, die alle auf Lela wohnen; der niedere Adel lebt in den Dörfern, deren Leitung ihm anvertraut ist. In Ponape bestehen fünf Staaten, jeder mit einem Könige und einer bestimmten Zahl von Häuptlingen, die eine ganz bestimmte Rangordnung haben und nach Umständen, sobald eine Vakanz eintritt, in eine höhere Stelle aufrücken, bis sie endlich möglicher Weise die Königswürde erlangen. Daneben aber besteht auch eine ganze Reihe von niederen Häuptlingen, gewissermaßen *di minorum gentium*, die nie zur höchsten Würde gelangen können. In Zap ist die Auflösung wohl am weitesten vorgeschritten; schon zu Chamisso's Zeiten gab es da 46 Distrikte, Meinicke giebt ihre Zahl auf 56, Hernsheim auf 67, D. Emilio de Butron auf einige 80 an. Nach dem Berichte des „Belasco“ giebt es in Palau (wie oben schon nach Kubary's Mittheilungen erwähnt ist) eine große Anzahl von Staaten, doch unter den Königen sind zwei, Abadul in Korror und Araclay in Artingol, die einflußreichsten, die anderen stehen zu ihnen in einem gewissen Feudalverhältnisse. Die Stände treten sich scharf getrennt entgegen; die Könige mit dem Adel regieren, doch neben dem Adel, der zur Berathschlagung hinzugezogen wird, und neben dem Könige hat der Alcalid, eine Art Augur oder Oberpriester, einen großen Einfluß. Wie es scheint, will sich jedoch die Staatsgewalt von der geistlichen emancipiren, wenigstens hat sich in Korror der König Abadul seit dem Tode des Alcalid, welcher vor einigen Jahren stattgefunden hat, der Ernennung eines neuen widersetzt.

Wir übergehen die mannigfachen Unterordnungen, die man in den Stämmen findet, über welche namentlich Kubary sehr ausführlich berichtet, um nur noch zu erwähnen, daß auch bei den Frauen eine gewisse Ordnung besteht, die durch weibliche Häuptlinge überwacht wird. Dieselben führen ein strenges Regiment und sind eine Macht, mit welcher die männlichen Häuptlinge sehr rechnen müssen. Uebrigens ist die Herrschaft der Häuptlinge durchaus nicht als absolut zu betrachten, wenigstens nicht in den Kaldebefels, den Clanschaften, die fest zusammenhalten. Die Mitglieder derselben stehen unter einander auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und behandeln einander sehr rücksichtsvoll, wie denn die Sitte in mancher Beziehung recht streng ist; z. B. ist eine Schlägerei beinahe ganz unbekannt, die Berührung des Körpers, selbst das Bespritzen mit Wasser beim Rudern wird übel genommen. Das gegenseitige Anrennen auf öffentlichem Wege wird ernstlich gerügt und das Umbiegen um eine Ecke mit besonderer Sorgfalt behandelt. Nie wird ein Mensch dies thun, ohne erst eine bestimmte Formel auszurufen und die Antwort abzuwarten. Ferner darf der Name der Frau eines Anderen nicht genannt werden; überhaupt wird dem weiblichen Theile der Bevölkerung gegenüber viel Rücksicht genommen. Nächst den Frauen wird das einem Anderen gehörige, allen Karoliniern eigenthümliche Körbchen am meisten respektirt.

Daß es unter den angedeuteten Verhältnissen mit ihren vielfachen Verbindungen und Beschränkungen trotz des friedlichen Charakters der Karoliner doch leicht zu Streitigkeiten kommt, ist erklärlich, obwohl manche der Inseln kaum im Besitze von Waffen zu sein scheinen. An Stelle der offenen Kämpfe sind vielfach Raubzüge und heimliche Ueberfälle

getreten; die Kriegsbeute wird im Triumphe heimgebracht und da ausgestellt; der Kopf eines Feindes ist sehr willkommen. In Ponape wird der Friede durch Uebersendung einiger Kawawurzeln angeboten. Als Waffe dient die Schleuder aus Kokosfaser, welche die Karolinier gewöhnlich um den Kopf tragen und die sie sehr geschickt zu gebrauchen verstehen, dann Lanzen von Kokosholz mit Spitzen von hartem Holze, Haifischzähnen, Knochen, ferner leichte Wurfspieße; auf Sap kam auch eine Art Bumerang vor. Jetzt treten häufig auch europäische Waffen, allerdings von sehr schlechter Beschaffenheit, auf.

Nachdem wir oben schon der Armengol zc. gedacht haben, insofern sie auf das Volksleben im Ganzen Einfluß ausüben, mögen hier noch einige Mittheilungen über die Ehe zc. folgen. Im Allgemeinen herrscht bei den Karolinern die Polygamie; die Zahl der Frauen ist durch die Mittel des Einzelnen beschränkt; die erste Frau scheint die folgenden, welche eine Verstärkung der Arbeitskraft bilden, gar nicht ungern zu sehen. Da, wie schon erwähnt, die Heirath im Allgemeinen nur stattfindet, um eine Haushaltung zu begründen, so spielen Geschenke bei der Werbung eine große Rolle. Die Verwandtschafts- und Stamerverhältnisse legen der Ehe kein Hinderniß in den Weg, auch Geschwisterehen sollen vorkommen. Die Ehescheidungen sind leicht; die Frau wird besser gehalten als auf den meisten Inseln des polynesischen Archipels. Wenn Meinicke sagt, daß die Ehe heilig gehalten wird, so scheint er sich darin zu täuschen; denn allem Anscheine nach werden die Vays auch von den verheiratheten Männern besucht und, wie Semper berichtet, sind die Frauen verpflichtet, die dort befindlichen Mädchen zu bedienen. Auch die verheirathete Frau kennt nach der Behauptung Butron's die Keuschheit nicht als Tugend, sondern ist nur insofern keusch, als sie sich als das Eigenthum eines Mannes betrachtet; wenn er ihr befiehlt, sich einem anderen Manne hinzugeben, wird sie dem Befehle keinen Widerstand entgegensetzen. Gibt sie sich in Abwesenheit des Mannes einem Anderen hin, so erzählt sie es gewöhnlich dem ersteren selbst, der sich nur dann an dem Liebhaber zu rächen sucht, wenn derselbe seiner Ansicht nach nicht freigebig genug gewesen ist. Die Frauen in den „Großen Häusern“ müssen immer aus fremdem Stamme sein. Der Preis für ein Mädchen, welches ein Karolinier in ein solches Haus führen will, ist höher, als wenn er sie zu seiner Gattin zu machen beabsichtigt; ebenso bezahlt er einen höheren Preis, wenn er eine Armengol zur Frau erwählt.

Wird die Frau schwanger, so geht sie in den letzten Monaten der Schwangerschaft nicht mehr mit zur Feldarbeit; sie gebärt (Sap) auf dem Boden sitzend. Dann nimmt sie ein Bad im Meere und zieht sich einige Tage lang in ein besonderes Haus zurück, in welches kein Mann eintreten darf. Auch zur Zeit der Katamenien ziehen die Frauen sich zurück; ob während dieser Zeit besondere Gebräuche, z. B. Abwaschungen, beobachtet werden, ist nicht bekannt. Beiläufig bemerkt, scheinen sie mit dem Wasser, so weit es zur Reinigung des Körpers verwendet werden sollte, auf sehr gespanntem Fuße zu stehen.

Die erste Entbindung einer Frau giebt, auf Palau wenigstens, der ganzen Gemeinde Veranlassung zu Festlichkeiten; die Frauen des eigenen Dorfes und die der benachbarten Gemeinden kommen mit Geschenken, wogegen sie bewirthet werden. Dem Kinde wird durch den Vater ein Name gegeben. Bleibt die Ehe kinderlos, so sucht die Frau das Kind einer stammverwandten Frau zu adoptiren; ganz fremde Kinder werden nie adoptirt.

Die Weise der Bestattung ist auf den verschiedenen

Inseln, in den Grundzügen wenigstens, ziemlich ähnlich¹⁾. Die Todten werden gewaschen, mit Del und Kurfuma eingerieben, die Haare geschmückt, dann die Leichen in Matten eingehüllt und in einem Boote oder Sarge ausgestellt. Vornehme werden dann begraben. Auf einzelnen Inseln wird nach einer gewissen Zeit die Leiche wieder aufgenommen und in einem besonderen Theile des Hafens versenkt. Bei sehr vornehmen Personen wird das Grab mit einem Steinwalle umgeben; auf Ponape wird das Grab eines Mannes mit einem Ruder, das einer Frau mit einer Spindel geziert. In Ulie werden die Todten verbrannt, die gewöhnlichen Leute auf Brettern oder in kleinen Booten dem Meere übergeben, welches sie nach dem Volksglauben der anderen Welt zuführt. In Tobi geschieht dies auch mit Greifen und Schwerkranken; nur kleine Kinder werden hier begraben, da sie noch nicht im Stande sind die Boote zu führen. Auf den Palau-Inseln wird die Leiche wozumöglich von der Schwester oder der Frau gewaschen, und dann, wie oben angegeben, behandelt und ausgestellt. Im Todtenhause, welches taor geworden ist, darf nicht gekocht werden. Zu den Trauergebräuchen gehören laute, heftige Klagen, namentlich der Frauen, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche, aber auch Tänze, Scheingefechte, namentlich aber Plünderung des Eigenthumes des Todten.

Die Vergnügungen, die bei den Karolinern sehr beliebt sind, werden meistens der Jugend überlassen; der Name ist auf den Palau-Inseln bezeichnend: „Wandeln beim Mondenscheine.“ So lange die Nächte nämlich dunkel sind, fürchtet man sich, die Hütte zu verlassen; aber mit dem Mondenscheine ändert sich die Scene. Beinahe auf allen Inseln nehmen beide Geschlechter an den Tänzen theil, die auch bei religiösen Festen aufgeführt werden; zuweilen gehen dieselben in mimische Vorstellungen über. Als einzige Begleitung dient beinahe überall der Gesang. Die Lieder sind in Strophen eingetheilt; dieselben sind theils volksthümlich in der Sprache des Landes, theils aber, wie Kriegslieder und Trauergefänge, in fremdem Idiom. Das Ende jeder Strophe wird durch wildes Schreien oder starkes Klatschen auf die Arme, auf Brust und Schenkel angedeutet. In Ponape findet man eine mit der Nase geblasene Bambusflöte und eine Trommel, bestehend aus einem ausgehöhlten, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogenen Stücke Holz; auf allen Inseln ist die Muscheltrompete sowohl im Kriege als auch bei religiösen Festen im Gebrauch. Wie es bei einem solchen Feste zugeht, beschreibt u. A. Hensheim recht lebendig (a. a. D. S. 34). Langsam und gravitatisch beginnt der Tanz, wird aber immer lebhafter; immer schneller bilden sich wechselnde Gruppen von Tänzerinnen, welche die kleinen Stöckchen, deren sie sich anfangs nach Art der Kastagnetten bedienen, mit schweren Bambusstöcken vertauschen, die sie laut dröhnend an einander schlagen. Immer toller wird das Treiben, welches sich jedoch streng im Takte bewegt, bis endlich die alten Weiber mit gekrümmtem Rücken und hängendem Kopfe sich auch in die Reihe der Tanzenden stellen, bald aber so lebhaft und beweglich werden, daß sie es den Jüngsten gleichthun, ja sie häufig übertreffen.

Einen anderen Tanz beschreibt der Bericht des „Belasco“. Fünf Männer, mit dem Kriegsgürtel geziert, stellten sich in eine Reihe; dann setzte sich derjenige, dessen

¹⁾ In jüngster Zeit hat Kubary in den „Originalmittheilungen aus der Ethnologischen Abtheilung der Königl. Museen zu Berlin“ (1885) sehr interessante Mittheilungen über die Bestattung auf den Palau-Inseln gemacht.

Gefang den Tanz begleiten sollte, zur Seite nieder; auf ein Zeichen fing die einförmige, nicht unangenehme Musik an. Hierbei wurden Pausen gemacht, um die gleiche Dauer der Strophen zu markiren; die anderen folgten dem Takte, als ob sie von einer und derselben Feder bewegt würden, und führten, ohne sich von der Stelle zu bewegen, die gleichen Bewegungen aus. Es waren Drehungen zur Rechten und zur Linken, Kniebeugungen, Erhebungen der Arme, Vorwärts- und Rückwärtsschreiten, alles mit sehr abwechselnder Mimik. Eine der charakteristischsten Figuren des Tanzes bestand darin, daß sie ein Bein an die Stirn brachten, während sie gleichzeitig den Körper mit Leichtigkeit herunterbogen. Der rechte Arm war soweit ausgestreckt, daß er mit dem Rücken der Hand den Boden berührte, dann richteten sie sich wieder mit großer Feierlichkeit auf und nahmen eine würdevolle Haltung an. Bei dem Niederbeugen und Wiederaufrichten werden die Bewegungen der Hand mit bewundernswürdiger Vollendung gemacht, und von sprechenden Blicken begleitet, und in ähnlicher Weise werden alle Figuren des Tanzes ausgeführt.

Die nationale Art des Grüßens, das in ganz Polynesiens übliche Nasenreiben, scheint durch europäischen Einfluß etwas in den Hintergrund gedrängt worden zu sein; auch andere polynesiische Gebräuche treten noch hier und da auf; z. B. das Vertauschen der Namen und Preisgeben der Frau an den Gastfreund.

Da die Karoliner im Allgemeinen viel freie Zeit haben, kennen sie verschiedene Spiele; die Knaben üben sich im Speerwerfen auf dem Strande oder im Korallenfischen. Andere Spiele sind das Ziehen an einem langen Tau oder starken Pflanzenstengel, das Vertheidigen eines in die Erde gepflanzten Stodes, den die andere Partei zu erobern sucht. Wer hierbei von einem Angehörigen der Gegenpartei auch nur mit der Hand berührt wird, muß aus dem Spiele austreten. Versteckenspielen, Fangen von Arefanüssen und Ballschlagen sind beliebt, ebenso ein Spiel, wobei sich eine Menschenkette bildet, von deren Ende sich Einzelne lösen, welche dann, unter der Kette einander verfolgend, durchschlüpfen, um sich am Ende der Kette wieder anzuschließen. Bei einem anderen Spiele steigen Einzelne auf die Schultern ihrer Freunde und suchen sich gegenseitig herabzutürzen; mit einem Worte, es herrscht hierbei große Mannigfaltigkeit; auch Hahnenkämpfe kommen auf den centralen Inseln vor.

Die Karoliner ruhen in verschiedenen Stellungen aus, sie hocken oder sitzen auf den untergeschlagenen gekreuzten Beinen. Ueber die Haltung der Frauen beim Weben ist oben bereits gesprochen worden. Der Art, wie sie die Kokosbäume besteigen, möge, wiewohl sie nicht etwa dieser Gruppe eigenthümlich ist, gedacht sein; es geschieht dies, indem sie die Füße mit einem Stricke zusammenbinden, der ihnen an dem Stamme einigen Halt gewährt; dabei werden die Hüften so weit wie möglich vom Stamme zurückgebogen, so daß sie eigentlich nach unseren Begriffen nicht klettern, sondern den Stamm gewissermaßen ersteigen.

Um sich unter einander Mittheilungen zu schicken, bedienen sie sich häufig geknoteter Tane.

Die größte Eigenthümlichkeit, welche die Inseln dem Forscher bieten, sind die Ueberreste einer lange vergangenen Zeit, die man auf einzelnen derselben antrifft, und die bis jetzt noch dem Ethnographen als ein ungelöstes Räthsel vorliegen. In Rusaie findet man hohe Basaltmauern, die sprechenden Ueberlieferungen, daß die Inseln einmal von einem kräftigeren und intelligenteren Menschengeschlechte bewohnt und stärker bevölkert gewesen sein müssen. Hemsheim theilt mit, daß sie gleich hinter dem Dorfe ihren Anfang nehmen

und fast die ganze Insel bedecken; er sah solche Mauern bis zu 30 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß dick. Der untere Theil besteht aus abgerundeten Basaltstücken, deren Gewicht er auf 4000 bis 5000 Pfund schätzte; meist umschließen sie unregelmäßige Vierecke, zu denen große, halb verschüttete Oeffnungen den Zugang gewähren; im Inneren findet man prächtige, gewaltige Brotfruchtbäume, der Boden ist häufig mit flachen Steinen gepflastert. Schmale Gräben umziehen die Mauern und münden in breite Kanäle, die zur Zeit der Fluth befahrbar sind und mit dem Hasen in Verbindung stehen.

Hemsheim hält dieselben für Vertheidigungswerke, hinter die man sich zu Zeiten der Gefahr zurückzog. Wie diese Miesenblöcke dorthin gekommen, bleibt ein Räthsel; ob man sie auf Floßen transportirte, ob quer über die Insel jetzt verschwundene Wege durch den Urwald führten, wird wohl nie entschieden werden. Ueber die Werke auf Ponape hat Kubary schon 1874 berichtet; die ganze Insel ist von seichten Kanälen, den ehemaligen Verkehrsstraßen, durchzogen, welche auch zu den von Kubary so benannten Königsgräbern führen.

Das Fundament reicht bis an die Wasserstraße und bedeckt eine viereckige Fläche von mehreren hundert Fuß. Die Außenmauer, in der ein gewaltiges Portal einen Zugang zu dem Inneren eröffnet, ist über dreißig Fuß hoch und zehn Fuß dick; dahinter liegt ein Graben und eine zweite schwächere Mauer, an ihrer inneren Seite befindet sich bis zur halben Höhe ein breiter Wall. In dem inneren Raume erblickt man eine Steinzelle, in die man nur durch eine schmale Spalte gelangen kann. Basaltsäulen in horizontaler Lage bilden das Dach, der Boden besteht aus leichtem Sande und Gerölle. Kubary hat zuerst den Eingang entdeckt und dort reichliche Funde von Knochen, Schädeln und Werkzeugen gemacht; demgemäß hat er alle diese Bauten für Gräber erklärt; Hemsheim widerspricht dem, er glaubt sicher, daß diese Bauten zunächst zu Vertheidigungszwecken errichtet wurden. Ein anderer Besucher, der amerikanische Kapitän Herendeen, der über Ponape in „Science“ berichtete, erzählt, daß beinahe alle kleine Inseln in dem Schiffahrtskanale von fünf bis sechs Fuß hohen Steinwällen umgeben waren, welche niedrige Häuser von Stein umschlossen. Es fiel ihm besonders auf, daß alle diese Wälle mehr als einen Fuß tief im Wasser standen, und er schloß hieraus auf ein Sinken der Inseln. Auch hier, wie auf anderen Inseln, hat sich bei den Eingeborenen gar keine Ueberlieferung über diese Bauten erhalten, sie sind einmal da, und das genügt ihnen vollständig. Manche haben in diesen Ruinen spanische Bauten finden wollen¹⁾; allerdings spricht Manches für eine vorübergehende Niederlassung der Spanier, es scheinen jedoch innere Gründe der Vermuthung, daß sie diese Bauten aufgeführt, und zwar so aufgeführt, wie es geschehen, im Wege zu stehen. Uebrigens wird auch von anderen Arten heiliger Plätze gesprochen, die nach polynesiischem Muster gebaut zu sein scheinen, z. B. ein ungeheurer Erdhaufen auf Ponape, 20 Fuß breit, 8 Fuß hoch, eine Viertelmeile lang erwähnt. Auch auf Palau und anderen Inseln findet man derartige Ruinen.

Einigermaßen mit diesen Ueberlieferungen in Verbindung zu stehen scheinen die gut unterhaltenen Steinwege und Einfriedigungen, die man auf einzelnen Inseln antrifft.

Auch die Gemeindefhäuser erinnern in Manchem an eine verschwundene oder doch im Verschwinden begriffene Kunstfertigkeit. Dieselben sind wohl hundert Fuß lang, vierzig bis fünfzig Fuß breit; fußdicke Planken, die auf die Kante

¹⁾ Siehe Näheres bei Waig=Gerland V, 2, 72 f.

gestellt sind, tragen das schwere Dach. Eingekerbte Pfosten erleichtern das Hineinflattern, gemalte Reliefschnitzereien zieren die Wände; in mancher Beziehung ist die Zeichnung treu und korrekt. Auch die Duerbalken im Inneren der Häuser sind verziert und bemalt. Daß die Karoliner nächst den Marshall-Inulanern die geschicktesten Seefahrer des Stillen Oceans sind, ist oben schon erwähnt worden; wir möchten hier noch einen Augenblick bei den wirtschaftlichen Folgen dieser Eigenschaft stehen bleiben.

Zunächst findet ein reger Austausch der einheimischen Produkte statt, namentlich aber verkehren schon lange Zeit europäische Schiffe, welche den Stillen Ocean besuchen und zum Theil nebenher einen bedeutenden Tauschhandel treiben. Die Karoliner selbst haben schon vor etwa hundert Jahren einen regelmäßigen Verkehr mit den Ladronen eröffnet, durch welchen sie sich ebenfalls manche Bedürfnisse zu verschaffen wissen.

In Folge des Verkehrs von Europäern, namentlich jedoch in Folge des hohen Werthes, welchen die Kopra jetzt besitzt, ist es zu festen Niederlassungen europäischer Kaufleute gekommen. Der „Belasco“ fand zu Anfang 1885 folgende Niederlassungen: 1. Hemsheim und Co. mit Stationen auf Ulidi (S.), Ponape, Palau und Yap (Vertreter Herr Robert Friedlaender); 2. Handels- und Plantagengesellschaft mit Stationen auf beinahe allen Hauptinseln der Karolinergruppe. 3. David D. Rees, ein Ir-

länder, englischer Unterthan; handelt auf Yap, Palau und Davids (Mapia). 4. Holcomob, Amerikaner, handelt für eigene Rechnung auf den Karolinen und Palau. 1884 kamen 23 Schiffe mit 4500 Tonnen an.

Außerdem findet man natürlich auf der ganzen Gruppe seit längerer Zeit schon einige Weiße, namentlich Engländer und Amerikaner, die häufig von Walfischfängern zurückgeblieben oder durch widrige Schicksale dorthin verschlagen waren; ihre Zahl ist nicht festzustellen, vermuthlich aber, wenn man ihre Abkömmlinge mitrechnet, größer, als man im ersten Augenblicke anzunehmen geneigt sein dürfte. Mit Bezug auf diese Menschenklasse scheint die strengere Aufsicht, welche in neuerer Zeit in den Gewässern des Großen Oceans geübt wird, ganz besonders freudig begrüßt werden zu müssen.

Wir haben oben schon davon gesprochen, daß die amerikanischen Missionen, von Hawaii ausgehend, auf den Karolinen ein Arbeitsfeld gefunden haben; über die Wirksamkeit und den Erfolg derselben wird sehr verschieden geurtheilt; Kaufleute und Missionare stehen eben sich gewöhnlich scharf gegenüber; namentlich mit Hilfe der eingeborenen Missionare scheint man jedoch ziemlich gute Resultate erzielt zu haben.

Wir nehmen hiermit Abschied von den Karolinern, ohne natürlich irgend welche Ansprüche zu machen, den Stoff erschöpft zu haben.

Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend.

Von Prof. Dr. A. Nehring.

In der Nähe des Dorfes Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt wurde auf dem Gypsberge des Herrn Gutsbesitzers A. Vergling, welcher mir schon so viele wissenschaftlich wichtige Funde geliefert hat¹⁾, kürzlich wiederum ein interessanter Fund zu Tage gefördert und der Wissenschaft zugänglich gemacht. Man stieß nämlich bei Erarbeiten auf Reste eines prähistorischen Grabes und fand neben den stark verwitterten Skelettheilen eines unverbrannten menschlichen Leichnams als Beigaben etwa 112 durchbohrte Hundezähne, zwei wohlverzierte Schalen einer jetzt nur in Südeuropa lebenden Flußmuschel (*Unio sinuatus*²⁾), zwei Stücke eines leicht brennbaren Harzes, die Scherben von einem oder mehreren Thongefäßen und einen kleinen, stark oxydirten Bronzering, welcher etwa als Fingerschmuck geeignet erscheinen könnte.

Die Hundezähne rühren von einem Halsbande oder dergleichen her; sie wurden reihenweise neben einander gefunden und sind sämmtlich in ihrem Wurzeltheile quer durchbohrt, offenbar zu dem Zwecke, um sie auf eine Schnur aufreihen zu können. Man hat nur die Eckzähne und die äußeren oberen Schneidezähne zur Herstellung dieses Halsbandes benutzt; die Zahl der Eckzähne beträgt etwa 80, die der Schneidezähne über 30 Stück. Man kann hiernach berechnen, daß mindestens 20 Hunde ihre Zähne zu diesem prähistorischen Collier hergegeben haben. Die Größe der Zähne ist eine sehr gleichmäßige; sie scheinen alle von

einer Rasse herzurühren, welche ungefähr die Größe eines heutigen Hühnerhundes gehabt haben dürfte.

Die verzierten Muschelschalen haben vielleicht als medaillonartige Schlüsselstücke des Halsbandes gedient; wenigstens zeigt die eine Schale in der Mitte ein rundliches Loch, welches zum Durchziehen einer Schnur geeignet sein würde. Die Außenseite der Schalen ist mit einer sehr sorgsam und zierlich aus Punktreihen hergestellten Verzierung ausgestattet, welche darauf hindeutet, daß der Verfertiger nicht ohne einen gewissen Kunstsinne war.

Sehr interessant ist der Umstand, daß diese verzierten Schalenstücke nicht von einer in Norddeutschland einheimischen Muschel, sondern, wie schon oben hervorgehoben wurde, von einer südeuropäischen Art herrühren. *Unio sinuatus* soll freilich angeblich auch im Oberrhein vorkommen; doch wird dieses von namhaften Conchyliologen, wie Cleffin, bezweifelt¹⁾. Sicher bekannt ist sie heutzutage nur aus kalkreichen größeren Flüssen Südeuropas, und man darf annehmen, daß in der prähistorischen Zeit hier und da Exemplare dieser Muschel, welche sich wegen ihrer Größe und Dickchaligkeit zur Herstellung von Schmucksachen besonders eignete, im Wege des Tauschhandels ihren Weg bis nach Norddeutschland gefunden haben. Daß sie früher etwa in der Gegend von Magdeburg lebend vorgekommen sei, läßt sich kaum annehmen.

Wie Herr Prof. v. Martens angiebt²⁾, sind Exemplare

¹⁾ Vergl. z. B. Archiv f. Anthropologie, Bd. X, S. 364 ff.; XI, S. 1 ff.

²⁾ Die Bestimmung rührt von Herrn Professor C. von Martens her.

¹⁾ Cleffin, Deutsche Exkursions-Mollusken-Fauna, Nürnberg 1876, S. 451.

²⁾ C. v. Martens, Die Weich- und Schalthiere, 1883, S. 193.

des *Unio sinuatus* hier und da in den Rheingegenden zusammen mit römischen Alterthümern konstatiert worden, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß diese Muschel ehemals in den Rheingegenden verbreitet gewesen sei. Doch möchte ich, ehe nicht das Vorkommen von Schalen in Flußbetten und alluvialen Ablagerungen zweifellos nachgewiesen ist, lieber an einen Import aus Südeuropa denken; denn man sieht nicht recht ein, warum *Unio sinuatus* seit der Römerzeit im Rheinlande ausgestorben sein sollte, falls er damals wirklich dort einheimisch gewesen wäre.

Die Verwendung von Hunde- und sonstigen Raubthierzähnen zur Herstellung von Halsketten, Armbändern und ähnlichen Schmucksachen ist schon mehrfach bei prähistorischen Gräbern konstatiert worden. Sehr ähnlich und auch dem Fundorte nach nicht weit abliegend ist der Fund von Tangermünde, den Herr Geh. Rath Virchow vor einiger Zeit besprochen hat¹⁾.

Man fand nämlich auf dem interessanten Gräberfelde, welches südwestlich von der Stadt Tangermünde (in der Altmark) gelegen ist und im Wesentlichen der neolithischen Zeit angehört, in einem Grabe neben den Skeletttheilen eines jungen Mannes 130 durchbohrte Raubthierzähne, welche theils in der Nähe des einen Handgelenks (dicht bei einem bronzenen Armbande) lagen, theils aber in der Gegend der Lendenwirbel gelegen haben sollen. Von diesen Zähnen sind neun Stück in die Hände des Herrn Geh. Rath Virchow gekommen und in den Sitzungsberichten der Berliner anthropologischen Gesellschaft (Jahrgang 1884, S. 118) abgebildet worden, nachdem ich sie zoologisch bestimmt hatte. Die Mehrzahl der Zähne, das zugehörige Bronze-Armband, sowie mehrere andere wichtige Objekte aus dem betreffenden Grabe hat mein Kollege, Herr Prof. Dr. Gruner, acquirirt und der ihm unterstellten Abtheilung des Königl. landwirthschaftl. Museums²⁾ übergeben.

Nachdem ich auch die letzterwähnten Raubthierzähne in diesen Tagen untersucht habe, kann ich jetzt konstatiren, daß der Tangermünder Fund viel mannigfaltiger ist, als der von Westeregeln. Die Mehrzahl der Zähne von Tangermünde gehört zwar auch dem Haushunde an, aber daneben sind auch andere Thiere, wie Wolf, Fuchs, Wildtazze, Dachs vertreten. Außerdem ist zu bemerken, daß der Verfertiger nicht ausschließlich Eck- und Schneidezähne, sondern auch Backenzähne, besonders die kleinen, kegelförmigen, vordersten Lückzähne und die Reißzähne der Hunde, benutzt hat. Die kleinsten Zähne, von denen 16 erhalten sind, waren zur Herstellung eines Armbandes verwendet; sie lagen nahe bei dem stark verwitterten Bronze-Armbande und zeigen in Folge dessen eine intensiv grüne Kupferoxydfärbung.

Die größeren Zähne des Tangermünder Fundes (meistens Eckzähne) sollen nach der bestimmten Versicherung meines Kollegen Gruner nicht in der Hals- oder Brustgegend des Skelettes, sondern in der Gegend der Lendenwirbel gefunden sein; sie sollen deshalb nicht von einer Halskette, sondern von einem Gürtel herrühren. Im Allgemeinen erscheint

eine solche Ausschmückung des Gürtels mit Raubthierzähnen weniger plausibel, als ihre Verwendung zu Halsketten, Armbändern und Ohrgehängen; denn eine Reihe durchbohrter Raubthierzähne muß frei baumeln oder doch möglichst beweglich aufgereiht sein, um recht zur Geltung zu kommen. Auch würden die Zähne an einem straff angezogenen Gürtel vermuthlich leicht verletzt werden. Dennoch will ich die Angabe meines Herrn Kollegen nicht in Zweifel ziehen, da sie auf einer exakten Beobachtung zu beruhen scheint¹⁾.

Ueber die Lage der Hundezähne in dem Grabe von Westeregeln ist mir leider keine bestimmte Mittheilung zugegangen; doch sind sie zum Theil noch *in situ* erhalten und man kann deutlich erkennen, daß sie dicht aneinander gereiht zur Ablagerung gekommen sind. Ich möchte vorläufig annehmen, daß sie von einer Halskette und nicht etwa von einem Gürtel herrühren. Vielleicht haben die Schneidezähne für sich ein Armband, die Eckzähne für sich allein die Halskette gebildet.

Die Sitte, aus Raubthierzähnen und speciell aus den Eckzähnen von Hunden Halsketten, Armbänder und ähnliche Schmucksachen zu verfertigen, beschränkt sich keineswegs auf die prähistorische Zeit. Sie findet sich bekanntlich noch jetzt bei vielen Naturvölkern. So z. B. erwähnt Dr. Langkavel (Hamburg) in einem kürzlich veröffentlichten, interessanten Aufsatze über „Die Hunde des malayischen Archipels und der Südsee-Inseln“, daß die Igorroten Halsbänder und Ohrgehänge aus den Fangzähnen von Hunden tragen, ebenso wie die Bewohner der in der Torresstraße gelegenen Inseln²⁾.

Auch bei uns in Europa haben sich Spuren dieser Sitte erhalten, indem Jäger und Jagdliebhaber ihre Uhrketten gern mit Hirschhaken, Wolfs- und Eberzähnen, mit Adlerkrallen u. dgl. schmücken. Ja, es scheint neuerdings diese Liebhaberei für Verloques aus Thierzähnen u. unter dem Einflusse der anthropologischen Studien sich mehr und mehr wieder auszubreiten und selbst bei den Damen Anklang zu finden, wie denn ja überhaupt in unserer Zeit viele durch anthropologische Ausgrabungen zu Tage geförderte Schmucksachen (Schliemann'sche Sammlung!) auf den modernen Geschmack bei Herstellung ähnlicher Objekte maßgebend geworden sind. Es ist das ein früher wohl kaum gehörter Einfluß der Wissenschaft auf die Mode! Vielleicht werden demnächst auch Halsketten aus Raubthierzähnen wieder modern! Dieselben dürften gar nicht übel aussehen, falls die Zähne sorgfältig ausgewählt, geschmackvoll zusammengestellt und zierlich in Silber oder Gold gefaßt würden.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß der Gräberfund von Westeregeln durch die Güte des Herrn A. Bergling, der ich schon so viele interessante Objekte aus der Gegend von Westeregeln verdanke, in meinen Besitz gelangt ist und daher leicht mit den entsprechenden Stücken des Tangermünder Gräberfeldes verglichen werden kann.

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnologie, 1884, Sitzungsber. S. 118. Die Gesamtzahl der betreffenden Zähne ist etwas größer, als Virchow angiebt; sie beträgt nicht 104, sondern mindestens 130.

²⁾ In der Königl. landwirthschaftl. Hochschule zu Berlin.

¹⁾ Sie beruht allerdings nicht auf Autopsie meines Herrn Kollegen, sondern auf der Aussage derer, welche die Ausgrabung gemacht haben.

²⁾ Neue Deutsche Jagd-Zeitung vom 12. December 1885.

Kürzere Mittheilungen.

Die Untersuchung der grönländischen Westküste.

W. F. Wie in den Vorjahren ist auch im vergangenen Sommer die Untersuchung der Westküste von Grönland fortgesetzt worden. Die Expedition, welche Ende März von Kopenhagen abging, bestand aus dem Marinepremierlieutenant Jensen, als Chef, dem Marinepremierlieutenant C. Ryder und dem Mediciner Sören Hansen. Die Aufgabe war, das Land zwischen dem südlichen Strömfiord und dem Godthaabsfiord zu vermessen und zu kartiren und im Uebrigen verschiedene Untersuchungen und Beobachtungen bezüglich der Naturverhältnisse in dieser Gegend anzustellen. Die Untersuchungsarbeiten umfaßten ein Gebiet von ungefähr 400 Quadratmeilen. In diesem Jahre waren zum ersten Male auch anthropologische Untersuchungen im Programme aufgenommen und ein besonderes Interesse knüpfte sich an die zahlreichen nordischen Ruinen im Inneren des Godthaabsfiord, der „Vesterbygd“ der isländischen Sagen.

Die Expedition kam Ende April in Godthaab an und begann, insoweit das noch ganz winterliche Wetter es gestattete, sofort die Arbeit. Zum Zwecke von Vermessungen wurde unter Anderem eine sehr beschwerliche Besteigung des „Store Malene“, eines südlich von Godthaab belegenen hohen Gebirgskegels, unternommen. Anfangs Mai begab sich die Expedition nach der Kolonie Suktertoppen. Da das Wetter inzwischen etwas besser geworden war, so konnten hier mehrere Auszüge nach den in der Nähe belegenen kleinen Inseln unternommen werden, um eine Karte über die Einfahrt zum Hafen der Kolonie zu vervollständigen, welche die Officiere des Kriegsschooners „Hylla“ im vorigen Sommer aufgenommen hatten. Suktertoppen ist in jeder Beziehung die beste aller dänischen Kolonien in Grönland und die Eingeborenen erfreuen sich hier eines materiellen und intellektuellen Wohlseins wie auf keiner anderen Stelle. Für Rechnung des Kolonieverwalters wird hier von vielen tüchtigen Jüngern eine einträgliche Lachserei betrieben; fast alle Häuser der Grönländer sind in sehr gutem Zustande und viele derselben aus Holz aufgeführt. Die Bevölkerung ist durchgehends reinlich und gut gekleidet.

Als Supplement zu den anthropologischen Untersuchungen wurden in beiden Kolonien viele statistische Daten (namentlich Auszüge aus den Kirchenbüchern) zur Aufklärung über die Sterblichkeitsverhältnisse u. dgl. gesammelt. Da das Wetter endlich gut geworden und das bestellte Frauenboot angekommen war, so konnte die Expedition schließlich am 27. Mai ihre eigentliche Reise antreten.

Von Suktertoppen ging die Fahrt zuerst ostwärts und dann nordwärts, aber überall gestattete das Eis noch nicht, bis zu den innersten Punkten der Fjorde vorzudringen. Ihren nördlichsten Punkt erreichte die Expedition bei der Mündung des südlichen Strömfiord; unterwegs waren die kleinen Handelsplätze Agpamiut, ein sehr schmutziges Nest, und Kangamiut besucht worden. Specieller untersucht wurde auf dieser Strecke namentlich der Evgihedsfiord, der reich an großartigen Prospekten ist; mehrere Gebirgsstücke, von denen aber keiner über 2000 Fuß hoch war, wurden bestiegen. Die Expedition wandte sich nun wieder südwärts, ging um die Insel herum, auf welcher Suktertoppen gelegen ist, und nach kurzem Aufenthalte nach Godthaab. Zwischen beiden Kolonien gehen viele größere und kleinere Fjorde in das Innere des Landes hinein; alle diese Fjorde sind von der Expedition untersucht worden. Der größte derselben ist der südliche Sfortok, dessen Untersuchung des schlechten

Wetters und anderer Schwierigkeiten wegen drei Wochen in Anspruch nahm, dafür aber gute Aufklärung über die Verbreitung des Inlandseises gab. Von dem Inneren der Fjorde aus wurden mehrere Landreisen unternommen. Die üppige Vegetation des endlich begonnenen Sommers ließ die Fjordlandschaften in voller Pracht erscheinen und fesselte alle Aufmerksamkeit, während dagegen die geologischen Verhältnisse nur wenig Interessantes darboten, indem die Berge fast ausschließlich aus Gneis in verschiedenen Formen bestanden. Ein anderer größerer Fjord, der Fiskefjord, zeichnet sich besonders durch seine äußerst unregelmäßige Form aus und demüthigt auch dadurch, daß er im Gegensatz zu der allgemeinen Regel steht, nach welcher alle Fjorde an der Westküste von Grönland in nordöstlicher Richtung ins Land hineingehen. Das Land zwischen diesem Fjorde und dem Godthaabsfiorde ist verhältnismäßig eben und flach, aber sehr reich an kleinen Seen.

Anfangs August erreichte die Expedition Godthaab und ging dann, nachdem das Frauenboot gewechselt worden war, am 8. August in den großen und vielverzweigten Godthaabsfiord hinein. Trotz des Treibeises im Inneren des Fjordes glückte es doch, im Laufe von ungefähr fünf Wochen fast alle Buchten und Winkel des Fjordes zu untersuchen. Die zahlreichen, aber unbedeutenden Ruinen aus der Zeit der alten Nordländer wurden eingehend untersucht, vermessen und abgebildet, auch wurden kleinere Ausgrabungen vorgenommen. Diese Arbeiten der Expedition sind mit Rücksicht auf die zur Verfügung stehenden geringen Mittel und die kurze Zeit als wirklich bedeutende zu bezeichnen. Vom Inneren des Njaragsuit, des nördlichsten Armes des Fjordes, wo sich die größten Ruinen vorfinden, wurde ein längerer Ausflug ins Innere des Landes bis zum Rande des Inlandseises unternommen; dann wandte sich die Expedition nordwärts, um einen sehr großen Binnensee zu besuchen. Das Frauenboot und alle Bagage mußte zu diesem Zwecke gegen eine halbe Meile über Land getragen werden, da die Mündung des Sees in den Fjord einen Wasserfall mit reißender Strömung bildet. Hierdurch wurde es möglich, die ausgedehnten und beinahe unzugänglichen Theile des Küstenlandes zu kartiren und die Grenzen des Inlandseises, welches hier einen großen Gletscher bis zum Meere vorschiebt, zu bestimmen. Nachdem noch bei dem Handelsplatze Korrook ein 4050 Fuß hoher Berg bestiegen worden war, theilte sich die Expedition, indem Lieutenant Jensen und Kandidat Hansen südwärts gingen, um die zahlreichen Ruinen am südlichsten Arme des Fjordes zu untersuchen, und Lieutenant Ryder die Untersuchung des sogenannten „Nordlandes“ übernahm. Auf diese Weise glückte es, das ganze Terrain zu bereisen und zu kartiren.

Am 21. September verließ die Expedition Godthaab und kam nebst ihren bedeutenden wissenschaftlichen Sammlungen nach schneller Reise mit dem Barkschiffe „Thorwaldsen“ Mitte Oktober wieder in Kopenhagen an.

Nachschrift. Nach einer uns aus Kopenhagen zugehenden Mittheilung wird beabsichtigt, die Untersuchungen an der Westküste von Grönland im nächsten Jahre fortzusetzen und eine Expedition nach dem nördlichsten Theile der Küste, also nach dem Distrikte Upernivik, abgehen zu lassen. Es ist noch nicht entschieden, ob diese Expedition dort überwintern soll; dies würde nothwendig sein, wenn dieselbe mit den grönländischen Handelschiffen reisen würde, welche nur einmal jährlich und zwar im Spätsommer Upernivik anlaufen. Um indessen einer zwecklosen Ueberwinterung zu entgehen,

hat man daran gedacht, die Expedition mit einem der schottischen Walerdampfer reisen zu lassen, welche gewöhnlich zeitig im Frühjahr absegeln. Eine bestimmte Entscheidung ist aber noch nicht getroffen. Wenn einige geographische Zeitschriften von einer größeren Expedition nach der Ostküste berichten, so ist diese Meldung ebenso verfrüht wie diejenige, welche von einer bevorstehenden dänischen Polarexpedition via Karisches Meer zu berichten weiß.

Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill.

Wir haben S. 144 des vorigen Bandes berichtet, daß die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne eine Expedition unter Leitung des Kapitän H. C. Everill ausgesandt hatte, welche den Westen des englischen Neu-Guinea erforschen sollte. Am 8. November 1885 traf nun in Sydney die Trauerkunde ein, daß die ganze aus acht Europäern und einigen Malayen bestehende Gesellschaft von den als blutdürstig bekannten Eingeborenen am Fly River ermordet worden sei. Die Nachricht, anfänglich ungezweifelt, erschien dann doch glaubwürdig. Es ward auf Thursday Island, dem Hauptort in der Torresstraße, sogleich eine zweite Expedition mit einem Kostenaufwande von 350 Pfd. St. ausgerüstet, welche am 15. November in dem Rutter „Wild Duck“ nach dem Fly R. abging, um über das Schicksal der Everill-Expedition Nachforschungen anzustellen. Gleichzeitig beorderte zur Unterstützung der Commodore der in Sydney stationirten englischen Südsee-Flotte, Admiral George Tryon, zwei Kanonenboote nach dem Fly. Da meldete plötzlich der Telegraph von Cooktown aus, einer Hafenstadt im nördlichen Queensland, daß die Expedition am 20. November auf Thursday Island und am 23. in Cooktown glücklich angekommen sei. Das Gerücht von der Ermordung war dadurch entfallen, daß die Reisenden am oberen Fly einen heftigen Angriff von Seiten der Eingeborenen abzuwehren hatten. Die beiden Eingeborenen, welche die Expedition begleiteten, waren dann, aus Angst vor weiteren Anfallen, in der nächsten Nacht heimlich in einem Kanoe entwichen und hatten bei ihrer Rückkehr nach Bompton Island, westlich von der Mündung des Fly, verbreitet, daß die ganze Gesellschaft ermordet worden sei.

In Thursday Island ließ man die Malayen, welche für den Dienst der Gesellschaft engagirt gewesen, zurück, damit sie mit dem nächsten Postdampfer nach Batavia heimkehrten. Ebenso ward von dort sofort ein Schiff abgeschickt, welches die nachgesandte Hilfs-Expedition zurückbeordern sollte.

Ueber den Erfolg der Everill-Expedition liegt uns zur Zeit folgender Bericht vor. Man fuhr den Fly R. ungefähr 640 km hinauf und gelangte ins deutsche Neu-Guinea. Nach den ersten 480 km gerieth der Dampfer „Bonito“ auf eine Sandbank und blieb dort acht Wochen fest liegen. Während dieser Zeit fuhr man in einem Boote noch etwa 150 km weiter hinauf. Das dem Fly anliegende Land war flach und von geringem Werthe. Dichtester Dschungel war häufig,

so dicht, daß die, welche gelandet waren, sich den Tag über nur zwei englische Meilen weit durcharbeiten konnten. Man wurde eines hohen unbekanntes Berges ansichtig, dessen Spitze in Schnee eingehüllt war. Das auf den Karten als Arthur Gordon Range bezeichnete Gebirge existirt gar nicht; es breiten sich in dortiger Gegend nur Ebenen aus. Man vermuthet nach Norden zu eine sehr hohe Gebirgskette, in welcher eine bedeutende Wasserscheide liegt, und glaubt, daß das centrale Hochgebirge, von dem man bisher annahm, daß es von Osten nach Westen laufe, vielmehr von Nord nach Süd streiche. Als man den Fly 240 km hinaufgefahren war, wurde die Strömung sehr reißend und der Lauf des Dampfers durch entwurzelte Baumstämme häufig gehemmt. Ungefähr 300 km von der Mündung des Fly entdeckte man einen von Nordost herkommenden Nebenfluß, welcher ziemlich ebenso bedeutend war, wie der Fly selber. Er wurde, zu Ehren des Präsidenten der Geographical Society of Australasia, Sir Strickland River benannt. Von hier ab begann die eigentliche Forschung. Der „Bonito“ fuhr den Strickland 480 km hinauf. Am dem entferntesten Punkte war er bei einer Tiefe von $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ m noch 550 m breit. Es kamen aber viele Sandbänke vor, auf denen der „Bonito“ oft genug festsaß, wodurch immer sehr unangenehme Störungen veranlaßt wurden. Seine Ufer waren auf den ersten 32 km niedrig und schlammig, dann trat jedoch eine außerordentliche Konglomeratbildung von Muscheln, Korallen und Flint auf. Auf häufigen Landexcursionen machte man werthvolle Sammlungen, bestehend aus 200 Vögeln, 1000 Pflanzen und einer großen Anzahl von Insekten, namentlich Käfern. Die Tabakspflanze ist in Neu-Guinea einheimisch, und die Sago-palme und andere Palmenarten existiren in großer Menge. Die Flora war bis zur Einmündung des Strickland eine unbestimmte. Von da ab wurde sie auf 32 km mit ihren Eukalypten u. s. w. eine australische, dann aber nahm sie den malayischen Charakter an und ward, je weiter man hinaufkam, immer mehr tropisch. Was das Klima anlangt, so war die Hitze zwar nicht ungewöhnlich hoch, allein sie ermattete und entkräftete, da sie fortwährend dieselbe blieb und sich nie durch Brisen abkühlte. Die Reisenden hatten viel vom Fieber zu leiden, und der begleitende Arzt Dr. Bernays war durch seine Patienten vollauf beschäftigt. Häufiger und heftiger als die Europäer wurden die Malayen vom Fieber befallen, von denen auch einer starb. Eine sehr böse Plage für Alle waren der Ausschlag und die Beulen, mit denen sie behaftet wurden. Jeder geringste Riß in der Haut, jede Wunde im Fleische führte zu den schmerzhaftesten Geschwüren, welche die davon Betroffenen so entkräfteten, daß sie schwere Arbeiten nicht mehr verrichten konnten.

Angriffe von Seiten der Eingeborenen kamen öfters vor. Pfeile und Speere wurden von ihnen in Masse auf den Dampfer geschossen und geworfen, allein sie reichten nicht zu. Einmal erschienen die feindlichen Eingeborenen in voller Schlachtordnung, aber das Pfeifen der Dampfmaschine verzagte sie. Doch wirkte dies Mittel nicht immer, so daß man einige Male der Schießwaffen sich bedienen mußte.

Henry Gressfath.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Karolinen-Angelegenheit hat noch im vergangenen Jahre ihre Erledigung gefunden. Am 22. Oktober 1885 schlug der Papst als Vermittler Folgendes vor: 1) Anerkennung der Souveränität Spaniens über die Karolinen-

und Palaos-Inseln. 2) Um diese Souveränität wirksam zu machen, verpflichtet sich die spanische Regierung, auf den genannten Inselgruppen sobald wie möglich eine geordnete Verwaltung einzurichten, mit einer Macht, welche stark genug ist, um die Ordnung und die erworbenen Rechte zu gewährleisten. 3) Spanien gewährt Deutschland volle und ganze

Freiheit des Handels, der Schifffahrt und der Fischerei auf diesen Inseln, wie auch das Recht, daselbst eine Schiffs- und Kohlenstation zu errichten. 4) Ebenso wird Deutschland die Freiheit zugesichert, Plantagen auf diesen Inseln anzulegen und landwirtschaftliche Niederlassungen in derselben Weise wie spanische Unterthanen zu errichten. Am 17. December wurde diese Vermittelung durch ein Protokoll, das durch die Vertreter beider Mächte beim Vatican unterzeichnet wurde, angenommen; in demselben wurden u. A. als Grenzen des Karolinen- und Palaos-Archipels der Aequator und der 11. Grad nördl. Br., sowie der 133. und 164. Grad östl. L. Gr. bestimmt. — Schließlich hat auch England die Souveränität Spaniens über die Karolinen anerkannt, und zwar durch ein in Madrid am 8. Januar 1886 unterzeichnetes Protokoll, worin England dieselben Handelsvortheile, wie dem Deutschen Reich zugesprochen werden.

— Eine neue Insel ist zwischen Californien und den Samoa-Inseln gefunden worden, offenbar durch eine neue vulkanische Erhebung entstanden, da sie nahe dem gewöhnlichen Schiffswege liegt und unbedingt früher hätte gesehen werden müssen. Der Dampfer „Janet Nicol“ näherte sich ihr auf etwa anderthalb englische Meilen und konnte den Krater genau erkennen; die Höhe der Insel betrug etwa 250 Fuß und ringsum war sehr tiefes Wasser. Die neue Insel liegt etwa unter 20° 28' südl. Br. und 175° 21' westl. L., etwa 40 Miles von den Tonga-Inseln nach Viti zu.

(Science.)

Nordamerika.

— Mächtige und außerordentliche Lagerstätten von Silbererz sind unweit Port Arthur in Ontario gefunden worden.

— Im verflossenen Jahre wurden in den Vereinigten Staaten 3113 englische Meilen neuer Eisenbahnen gebaut, hauptsächlich in den südlichen Staaten und in dem Gebiete westlich vom Missouri.

— Die Sterblichkeit der Neger in den Südstaaten der Union soll nach neueren statistischen Erhebungen größer sein, als die der Weißen und den Zuwachs an Negergeburt überbieten. Sechs Städte haben ihre Todesfall-Statistik für beide Rassen besonders geführt, und dabei ergaben sich für je 1000 Einwohner

	Todesfälle von Weißen	Todesfälle von Schwarzen
in Louisville	24,04	34,76
„ Washington	17,80	35,45
„ Richmond	19,12	31,95
„ Baltimore	22,71	37,61
„ New Orleans	25,41	35,61
„ Charleston	23,78	45

Auch die Sterblichkeit unter jungen Negerkindern ist viel stärker, als unter den Weißen. Man erklärt das durch die bessere Ernährung und Pflege der letzteren; aber in einem Theile Virginias, wo beide Rassen in derselben Weise neben einander leben, sollen die Todesfälle unter den Schwarzen unverhältnißmäßig häufiger sein.

— Ueber die sogenannten Cold waves, die gefährdeten Fröste, welche Nordamerika von Zeit zu Zeit überziehen und mitunter bis tief in die wärmeren Staaten hinein vordringen, giebt Lieutenant Woodruff in Signal Service Note XXIII einen interessanten Bericht. Sie kommen auf dem amerikanischen Gebiete fast ausnahmslos zuerst in Helena, Montana, zur Beobachtung, schlagen aber dann dreierlei verschiedene Bahnen ein; sie gehen nämlich entweder direkt östlich über die großen Seen und durch Neu-England und werden dann südlich vom Ohio-Thale nicht mehr empfunden; — oder sie breiten sich südöstlich über das ganze Land aus; — oder sie ziehen endlich direkt südlich den Mississippi hinunter bis nach

Texas und wenden sich dann östlich und schließlich nordöstlich über die Atlantischen Staaten. Die Fröste der zweiten Klasse sind häufiger als die der beiden anderen zusammengenommen. Sie erreichen das 880 Miles entfernte Omaha gewöhnlich in 8 bis 16 Stunden, St. Louis (1030 Miles) in 24 bis 32, Galveston und Nashville (1600 Miles) in 24 bis 40 Stunden, Buffalo (1750 Miles) in 24 bis 48, Washington (1953 Miles) in 32 bis 56 Stunden. Sie hängen offenbar mit Stürmen zusammen und folgen im Wesentlichen denselben Bahnen, ihre Vorhermeldung trifft darum ungefähr auf dieselben Schwierigkeiten, wie bei diesen auch; fast immer gehen sie mit abnorm hohem Luftdrucke zusammen. (Science.)

Südamerika.

— Ueber die Buschneger in Surinam machte Professor Martin der Geogr. Gesellschaft zu Amsterdam folgende Mittheilungen:

Die Zugänge zu den gewöhnlich etwas entfernt vom Flusse gelegenen Dörfern werden durch Oeffnungen im Urwalde angedeutet und durch sogenannte Risungas geschützt. Es sind dies zwei senkrechte Stangen mit einer Querlatte, an welcher Palmblätter befestigt sind; ein rohes Götzenbild steht darunter als Wächter des Dorfes. Letzteres besteht aus vielen unordentlich umherliegenden Hütten von Palmblättern, die jedoch, ebenso wie die Straßen, sehr reinlich gehalten werden. Außerdem giebt es in jedem Dorfe noch einige Hütten für die Götter, deren mehrere gewöhnlich in einem Raume zusammen sind, vor welchem „Medicinen“ (Erbe, Pflanzen und Wild) niedergelegt werden. Bei den Buschnegern besteht das Patriarchat. Dieselben tatuiren sich Gesicht, Arme und Beine, auch den Körper (nach Art eines Gürtels um die Taille), namentlich aber lieben sie allerlei Schmuck: bunte Tücher, Glasperlen, eiserne und kupferne Ringe und solche von Stroh um Hände und Füße. Andere Schmucksachen haben auch die Bedeutung von Amulets. Die Frauen liegen dem Landbaue ob, die Männer der Jagd, wobei sie sich ausgezeichnete Hinterlader bedienen, die sie wie eine Pistole abfeuern; Fische werden gewöhnlich mit Pfeil und Bogen geschossen. Die Neger haben jedoch durchaus kein ausgesprochenes Bedürfnis nach Fleisch und können sich wochenlang mit Cassave ernähren. Doch essen sie alles, was die Jagd nur liefert, Thiere, Fische, Eier, sogar in verdorbenem Zustande. Es ist unmöglich, durch ihre Wälder Verkehr zu unterhalten, denn Wege giebt es nicht; mit den Weißen kommen sie wenig in Berührung, ebenso wenig mit den südlich wohnenden Indianern. Sie bringen Bäume aus den Wäldern mit Flößen nach der Stadt, doch da der Lohn verhältnißmäßig schlecht ist, nimmt diese Industrie mehr und mehr ab. Je mehr man sich dem oberen Laufe des Flusses nähert, desto schwerer verständlich wird die Sprache der Buschneger, welche viele portugiesische und französische Worte aufgenommen hat.

— Der Linnean Society legte kürzlich Herr John Ball eine Abhandlung vor über die Flora der peruanischen Anden, nebst Bemerkungen über die Geschichte und den Ursprung der Andenflora. Die Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf den westlichen Abhang der Cordilleren. Aus den angelegten Sammlungen und anderen Anzeichen kann man ersehen, daß die Grenze der alpinen Vegetation, soweit die untersuchte Gegend von Peru in Betracht kommt, von den früheren Forschern zu niedrig angegeben wurde. In vorliegendem Falle kann kein ernstlicher Irrthum in Bezug auf die Höhen vorhanden sein, da sie sich auf die Messungen der Eisenbahn-Ingenieure gründen. Die Erklärung für die verhältnißmäßig hohe Ausdehnung der temperirten Flora hängt von den eigenthümlichen klimatischen Bedingungen ab. Regen fällt nur sparsam, die Nächte sind kalt, aber Frost ist kaum bekannt; wohingegen in der östlichen Plateanregion Stürme, starker Schnee und Fröste häufig sind. Die Wege

tation der besuchten Region theilt Herr Ball in eine subtropische trockene Zone von der Küste bis 8000 Fuß, eine temperirte Zone bis 12500 Fuß und eine alpine Zone bis 17000 Fuß über dem Meeresspiegel. Was das Verhältniß anbetrifft, in welchem die natürlichen Pflanzenfamilien in der Andenflora auftreten, so machen die Kompositen nahezu ein Viertel der sämmtlichen Arten aus, die Gräser ein Achtel, die Scrophularineen ein Zwanzigstel, während Cruciferen, Caryophyllen und Leguminosen mit je einem Dreißigstel des Ganzen vertreten sind. Auffällig ist die Abwesenheit der Sauergräser (Cyperaceen); ein bemerkenswerther Zug ist die Anwesenheit von vier Dickblattgewächsen (Crassulaceen). In Bezug auf das Verhältniß der endemischen Gattungen und Arten erscheint die Andenflora als eine der eigenartigsten der Welt. Herr Ball stimmt denjenigen bei, welche es für wahrscheinlich halten, daß die Südpolarländer einen großen Inselarchipel bilden, und er ist geneigt, in diese Gegenden den Ursprung der antarktischen Typen der südamerikanischen Flora zu verlegen.

V e r m i s c h t e s.

— S. Günther. Lehrbuch der Geophysik und der physikalischen Geographie. Zwei Bände. Stuttgart bei Ferd. Enke. 1884 und 1885. Dem ersten 1884 erschienenen Bande, welcher auf 418 Seiten in drei Abtheilungen die kosmische Stellung der Erde, die allgemeinen mathematischen und physikalischen Verhältnisse des Erdkörpers mit einem Abschnitte über die Graphik im Dienste der physischen Erdkunde und schließlich die Geophysik im engeren Sinne nebst dynamischer Geologie behandelt, ist 1885 der zweite und umfangreichere von 670 Seiten mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen gefolgt. In den Abtheilungen 4 bis 9 werden besprochen: die magnetischen und elektrischen Kräfte, die Atmosphärologie, die Oceanographie und oceanische Physik, die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Land und Meer, das Festland mit seiner Süßwasserbedeckung und mehr in der Form eines kurzen Anhangs die Biologie und die physische Erdkunde in der Wechselwirkung. Ein näheres Eingehen auf Eintheilung und Gliederung des reichen Stoffes verbietet der Raum. Hier möge es genügen, kurz darauf hinzuweisen, daß ein ungeheures Beobachtungsmaterial bewältigt worden ist, von einem Autor, den ein gründliches mathematisch-physikalisches Wissen, ein klares und doch mildestes Urtheil und eine staunenswerthe Litteraturkenntniß auszeichnen. Schon die oft überraschend reichen litterarischen Nachweise werden das Buch auf lange Zeit hinaus zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle diejenigen machen, die sich für ein ernstes Studium der reichhaltigen und vielverzweigten Wissenschaft vorbereiten oder für ein Specialfach derselben eine Orientirung wünschen. Die Entwicklung der einzelnen Disciplinen zeigt sehr oft einen feinen historischen Tact, die Kritik offenbart stets das Bestreben des gereiften Mannes nach möglicher Objektivität. Es ist beneidenswerth, wie Günther oft selbst an verfehlten und gescheiterten Versuchen diese oder jene gute Seite herauszufinden weiß. Die Forderung der Vollständigkeit ist in hohem Maße erfüllt. Referent hätte in einigen Abschnitten (z. B. 7 und 8, die hinter 3 seiner Ansicht nach zurückstehen) diesem oder jenem Passus eine andere

Fassung gewünscht; so vermißt er in allen für das Ostseegebiet wichtigen Fragen die fundamentale Arbeit von Berendt über das „Kurische Haff“, für die sogenannten Hebungsercheinungen im Mittelmeergebiete Partsch's in Petermann's Mittheilungen veröffentlichte, methodisch wie sachlich bedeutungsvolle Studie über die tunesischen Küsten. Hier und da möchte ich Jemandem statt des Ehrensessels im ersten Range einen bescheidenen Platz im Parquet anweisen — stehe aber davon ab, da dies, ohne zu verlegen, nur bei eingehender Diskussion geschehen könnte; überdies nimmt mir der Respekt vor Günther's Werke als Ganzem die Feder aus der Hand.

Trotz der schweren Ladung fährt das Schiff flott dahin. Das Lehrbuch, der wissenschaftliche Canon, der natürlich keine sogenannte Unterhaltungslektüre gewähren kann, ist gut lesbar und angenehm geschrieben. Nur ganz sporadisch begegnet man einem Ausdrücke, der (z. B. das „emporgekränfelt“ für nive penitente Gießfeldt's) zu einer falschen Vorstellung über die Genese des Objectes führen könnte, auch Druckfehler (z. B. Bd. II, S. 380, Pegel statt Pregel) sind mir äußerst selten begegnet. Als ein ganz besonderes Verdienst rechne ich es dem Verfasser an, daß er der Versuchung, neue Wortbildungen zu schaffen, standhaft ausgewichen ist. Daß dieselben nöthig werden können und, wie z. B. „Transgression“ und „Abrasion“, mit Dank zu acceptiren sind, weiß ich, aber die Reaktion gegen die überreichlichen Geschenke ist dankenswerth.

Von allen vorhandenen und vielen guten Lehrbüchern über physische Geographie nähert sich das Günther'sche seinem Wesen nach am meisten demjenigen von B. Studer. Ich wünsche demselben neben dem Guthe-Wagner und H. Kiepert's „Alte Geographie“ einen Platz — nicht im Repositorium! — sondern auf dem Arbeitspulte der Jünger der geographischen Wissenschaften. Da für manche Studenten-Kasse die 25 Mk. wohl zu stark ins Budget greifen, werden freilich Universitäts- und Seminarbibliotheken öfter aushelfen müssen. Das Buch eignet sich aber nicht allein für Studierende, sondern im hohen Grade für diejenigen, welche „studirt haben“ und sollte in keiner Bibliothek einer höheren Lehranstalt vermißt werden.

P. L.

— Um mit den ausländischen deutschen evangelischen Gemeinden Verkehr anzuknüpfen und ihnen eine Verbindung mit der deutschen Heimath, unter Umständen für ihre kirchlichen und Schulinteressen Unterstützung zu gewähren, ist vor einiger Zeit ein Verein unter dem Namen „Diaspora-Konferenz“ gegründet worden. Das Protokoll über die letzte Jahresversammlung (Protokoll über die am 8. und 10. September 1885 zu Eisenach abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Konferenz) giebt lebendige Bilder aus den deutschen Gemeinden in allen Welttheilen. Prof. Dr. Reinicke führt in die deutsche Gemeinde von Jerusalem, Dr. Borchard entwirft ein Bild von Australien, und im Uebrigen geben Auszüge aus der Korrespondenz und statistische Uebersichten Nachricht. Die Bestrebungen für die deutsche Kirche und Schule im Auslande, über welche hier berichtet wird, stehen im innigsten Zusammenhange mit den Bestrebungen für die deutsche Colonisation und verdienen auch in dieser Beziehung Beachtung und Theilnahme.

Inhalt: Dr. P. Meis' Reise im oberen Laos-Lande. IV. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Emil Metzger: Die Bewohner der Carolinen. II. (Schluß.) — Prof. Dr. A. Nehring: Ein interessanter Gräberfund aus der Magdeburger Gegend. — Kürzere Mittheilungen: Die Untersuchung der grönländischen Westküste. — Rückkehr der Neu-Guinea-Expedition unter Kapitän Everill. — Aus allen Erdtheilen: Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 12. Januar 1886.)